

Sybille B. Lindt / Herta Emge / Sylvia Schönhof

Ungleiche Schwestern

Biographische Skizzen

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH 99734 Nordhausen 2004
ISBN 3-88309-196-0

Die Zeit plündert, schmückt
Erinnerungen
zu wandelbaren Wahrheiten

Dieses Buch ist ein Versuch, vom Leben der Menschen in jüngsthistorischer Zeit in größerer Vielfalt zu erzählen. Von Menschen hüben und drüben. Drei Frauen verschiedener Generationen erzählen aus ihrem Leben im einst geteilten Land und Geschichten drum herum. Ihre Vielfalt lässt Mosaike zusammensetzen, Vergleiche ziehen. Nicht wie in einem Guss geschrieben, sondern vielfältig auch in der Form als Brief, Bericht oder poetische Geschichte.

Gebunden durch inneren Kanon, den Faden von einer zur anderen für jeden, der hineinschauen und hinüberschauen will.

Sybille B. Lindt

Mutters Bericht vom schweren Anfang

“Am 28. Juni 1945 traf unsere Familie - Mutter, mein Mann Bruno, unsere kleine Tochter Brigitte und ich - bei Einbruch der Dunkelheit in W. ein. Das Dorf lag fünfunddreißig Kilometer westlich der Oder, nur wenige Kilometer weiter vom Fluss entfernt als Dühringshof vom östlichen Ufer - das große Bauerndorf, wo ich aufgewachsen war. Flucht und Vertreibung aus dem Dorf meiner Kindheit in Ostbrandenburg und die Entbindung meines ersten Kindes drei Wochen vor Kriegsende im Kampfgebiet um Berlin, lagen hinter uns. W. war unser erster Halt in der neuen Heimat.

Der Tag war trüb und regnerisch. In dem Dorf, wo wir die letzte Nacht unter freiem Himmel übernachtet hatten, erfuhr mein Mann, dass für die Schule in W. ein Lehrer gesucht wurde. Er ging die acht Kilometer bis W. durch den Wald. Der Weg erschien ihm weniger gefährlich als die menschenleere Abzweigung der Landstraße. Der Bürgermeister von W. sagte ihm zu, wenn auch der Schulrat einverstanden wäre. Außerdem versprach er meinem Mann für unseren Säugling Milch von seinen Ziegen.

Für die Einwilligung vom Schulrat musste Bruno wieder 15 km zurück, in die Kreisstadt laufen. Er wäre auch 30 km oder mehr gelaufen. Wir waren so froh, endlich ein Dach über dem Kopf zu haben, nicht mehr unter freiem Himmel kampieren, nicht mehr das Heulen der Bomben hören zu müssen, wie einst in Stettin, wo ich bis Herbst 1944 gelebt hatte. Was auch kommen sollte, so schlimm konnte es nicht mehr werden. Wir lebten und irgendwie musste es weitergehen.

Was wir in W. vorfanden, war nicht viel. Das Schulhaus und alles darum herum sah so aus, als wäre erst gestern der Krieg zu Ende gegangen. Der Schulraum war ohne Mobiliar, alle Fenster ohne Scheiben, in Hausboden und Keller herrschte ein wüstes Durcheinander von Papier, Stroh und Unrat. Auf dem Hof und im Garten Feuerstellen, Gerümpel, zerbrochene Zäune. Das Schlimmste für mich war das Ungeziefer. Dicke schwarze Fliegen bedeckten in der Küche eine Wand

und die Decke, ganz zu schweigen von den Flöhen, Mäusen und Ratten überall.

Hilfe konnten wir Fremden im Dorf von niemandem erwarten, also machten wir uns an die Arbeit. Zunächst galt es, die noch überall herumliegende Munition einzusammeln und so zu vergraben, dass sie keinen Schaden anrichten konnte. Dann begann das Reinemachen. Elektrischen Strom gab es nicht. Doch wollten wir so schnell wie möglich mit dem Unterricht beginnen, um die Kinder wieder in einen geordneten Tagesablauf zu bringen. Von überallher trugen wir alte Stühle und Bänke herbei. Mein Mann sammelte auf dem Boden herumliegende Bücher, Hefte und Bleistifte ein. Am 4. Juli 1945 war es endlich soweit. In einem Wohnraum der Lehrerwohnung, die noch Fensterscheiben hatte, wurden einige Böcke aufgestellt, darüber Bretter gelegt, die ich mit Papier bespannte. So begann in W. wieder der Unterricht. Jedes Kind bekam eine Hefseite und einen Bleistiftstummel zum Schreiben.

Ein anderes Problem war, dass wir keine Uhr mehr besaßen. Die letzte, die goldene Taschenuhr meines Vaters, war Mutter auf der Flucht von einer russischen Streife abgenommen worden. So musste ein Kind mit einem Wecker immer eine halbe Stunde früher kommen, falls wir es verschlafen sollten. Nach Schulschluss nahm es den Wecker wieder mit, und wir lebten zeitlos. Einzige Orientierung der Sonnenauf- und -untergang. Problematisch wurde es im Herbst, als die Heizperiode begann. Irgendwann in der Nacht stand ich auf, heizte den Ofen im Schulraum an. Heizmaterial mussten wir aus dem nahen Wald selbst herbeischaffen. Mein Mann ging trotz seiner Kriegsverletzung, die ihm die rechte Schulter zertrümmert hatte und seinen Arm steif herunterhängen ließ, mit den großen Schuljungen in den nahen Wald, die Bunker auseinander nehmen. Meine Mutter und ich zersägten die Balken.

An Lebensmitteln bekamen wir fünf Pfund Schrotmehl, Kartoffeln sollten wir uns selbst aus den Mieten klauben. Es gab weder Zucker

noch Salz. Am schlimmsten war es für unsere kleine Brigitte, die ja erst wenige Monate alt war. Bald bekamen wir statt der versprochenen Vollmilch nur noch Magermilch von der Ziege, die unser Töchterchen nicht vertrug. Die Frau des Bürgermeisters von W., erlaubte mir, so viele Möhren vom Feld zu holen, wie ich für mein Kind brauchte. Möhrensaft mit gestampften Kartoffeln und etwas Ziegentalg gab ich Brigitte Tag und Nacht, da sie die Nahrung nicht annehmen wollte. Schwierig war es auch, die langen Herbst- und Wintertage ohne Licht zu bewältigen.

Streichhölzer waren eine Kostbarkeit, kosteten zehn Mark die Schachtel. Meistens holten wir Glut von einem Nachbarn oder versuchten immer ein Feuer im Herd zu halten. So war es unser schönstes Weihnachtsgeschenk, als einen Tag vor dem Heiligabend 1945 wieder das elektrische Licht aufflammte. Auch eine Zeitung gab es nicht. Wenn etwas bekannt zu geben war, geschah es per Zettel.

Im Sommer 1945 begann das große Typussterben. In unserer neuen Heimat hatte es im Februar des Jahres die letzten großen Kämpfe vor der Einnahme Berlins gegeben, und hier waren endlose Flüchtlingstrecks vorbeigezogen. Ich selbst erkrankte im August schwer an Typhus, meine Haare fielen aus, und ich war zeitweise ohne Bewusstsein.

Ein Arzt kam nicht, aber meine Zähigkeit siegte. Und die Kraft meiner Mutter, die mir Holundersaft mit Heilkräutern als Heißgetränk braute, den ich literweise trank und der meinem Körper wieder Wärme und Leben gab. Da ich auch mein Kind nicht mehr stillen konnte, wurde der Möhrensaft für Brigitte überlebenswichtig. Von der fünfköpfigen Flüchtlingsfamilie, die wir in unsere Wohnung aufgenommen hatten, war im Januar 1946 nur noch ein dreijähriger Junge am Leben. Alle jüngeren Kinder im Dorf waren gestorben, bis auf meine Tochter und die Tochter der Bürgermeisterfrau, die ihre kleine Tochter bis dahin bei Verwandten in Sachsen gelassen hatte.

Während meiner Typhuserkrankung unterrichtete mein Mann im

Schulraum, wo noch alle Fensterscheiben fehlten, bis Ende Oktober. Um diese Zeit hörte ich, dass es in der Kreisstadt Bezugsscheine für Fensterersatz aus Igelith geben sollte. Da ich vom Krankenzimmer wieder aufgestanden und mein Lebenswille gestärkt war, machte ich mich die fünfzehn Kilometer zu Fuß auf den Weg zum Rat des Kreises. Der zuständige Kollege Müller wies mich ab. Aber ich blieb stur, sagte ihm, dass ich sein Büro nicht eher verlassen würde, bis ich einen Bezugsschein hätte, da man Kindern nicht zumuten könne, im kalten Schulraum zu sitzen. Meine Beharrlichkeit hatte Erfolg und froh gestimmt über meinen Schatz für die Schule, lief ich leichtfüßig nach W. zurück. Acht Tage später waren die Fenster mit Ersatzglas versehen, und ich schrubte den Schulraum von oben bis unten. Von da an fanden auch die Versammlungen der Gemeinde im Schulraum statt, auf denen oft "schmutzige Wäsche" gewaschen wurde. So wechselten ständig die Bürgermeister: erst Winde, dann Mähring, dann wieder Winde und so weiter.

An Fleisch erhielten wir 1945 zwei oder dreimal etwas Pferdefleisch und im Oktober ein wenig Öl und den ersten braunen Zucker. Im Januar 1946 bekam W. die erste Kuh, die gab für die verbliebenen Kinder des Dorfes täglich einen halben Liter Milch.

Ende 1945 ordnete die sowjetische Kommandantur an, die im großen Nachbardorf G. ihren Sitz hatte, dass alles Vieh, alle Maschinen und anderes Gerät am Ort festzustellen sind. Mein Mann und ich wurden vom Bürgermeister Mähring für diese Aufgabe in W. eingesetzt. Wir hatten die Vieh- und Gerätezählung zum geforderten Zeitpunkt beendet und brachten die Listen zur Bürgermeisterei, wo der russische Kommandant anwesend war, doch Mähring fehlte. Der Kommandant rügte, dass der Bürgermeister den Lehrer und die Lehrersfrau dafür eingesetzt hatte, ein Lehrer habe andere, schulische Aufgaben dringender zu erfüllen. Da der Bürgermeister seine Liste nicht fertig hatte, ordnete der Kommandant an, dass wir drei uns mit ihm am nächsten Tag um 15 Uhr im Nachbardorf treffen sollten. Doch wie sollten wir

hinkommen? Bürgermeister Mähring spannte sein Pferd vor einen Kastenwagen, packte tüchtig Stroh hinein. Wir legten uns lang hin und deckten uns mit Stroh zu, denn es war an diesem Tag recht frostiges Wetter. Im Nachbardorf angelangt, hatte Bürgermeister Mähring noch etwas zu erledigen. Mein Mann und ich gingen an der Kommandantur vorbei. Da wurden wir von einem russischen Soldaten zurückgerufen. Wir sollten im Büro Platz nehmen, weil es draußen so kalt wäre. Ich war sehr überrascht, dass uns der Kommandant nach der einen Begegnung im Gemeindebüro W. sofort erkannt hatte. Als Bürgermeister Mähring seine Liste vorlegte, sagte der Kommandant:” Nu, charascho, warum du nicht gestern fertig?” Nach fünf Minuten waren wir wieder draußen.

Das ganze Jahr 1945 wurde ohne Vergütung gearbeitet, bis zum April 1946. Danach erhielt ich monatlich 75 Mark als Schul- und Gemeindegesekretärin, Heizerin und Putzfrau.

Im Dezember 1945 fuhr ich das erste Mal nach Berlin, im offenen Güterwagen, um notwendige Materialien für Schule und Gemeinde zu besorgen. Auf der Rückfahrt blieb der Zug am Umsteigebahnhof stehen. Ich musste schwer bepackt, mit Rucksack und in jeder Hand ein Gepäckstück, über zehn Kilometer zu Fuß nach W. laufen. Am liebsten hätte ich alles an der Bahnstrecke hingeworfen, aber die Sachen wurden dringend gebraucht. Im nächsten Sommer besorgte ich dem Rat der Gemeinde eine alte Schreibmaschine für 2.500 Mark. Wir zahlten in Produkten, eine Schreibmaschine für zweieinhalb Zentner Weizen.

Im März 1946 kamen Genosse Bernhard G. und Genosse August R. nach W. Beide, eigentlich keine Landwirte, waren aus Sachsen und die ersten Kommunisten im Dorf.

Genosse G. bat uns, ob wir ihm nicht unser Schlafzimmer abtreten möchten, da er keine Bleibe habe. Eigentlich wollte gerade meine Mutter in das Zimmer einziehen, wo vorher die Flüchtlingsfamilie gewohnt hatte. In der nächsten Gemeindeversammlung traten erstmals

die beiden Genossen auf: sprachen konkret, sachlich und parteilich über die dringenden Aufgaben.

Genosse G. bekam nach einigen Wochen von der Kommandantur eine Kuh, die er in unseren Holzschuppen einstellte. Er bat meine Mutter, die Ziege zu pflegen und zu melken. Dafür bekamen wir die Hälfte der Milch. Anfangs gab sie nur zwei Liter, steigerte sich später. Dadurch hatte ich für unsere kleine Tochter nun immer Milch, und auch sonst ging es uns allmählich besser.

Am 1. Mai 1946 konnten wir zur Feier mit einem kleinen Kulturprogramm aufwarten, das viel Anklang fand. Mein Mann hatte mit den Kindern Lieder eingeübt, ich Volkstänze und Spiele.

Ab 1946 sollten Steuern entrichtet werden. Die Aufstellung und Kassierung wurde mir übertragen. Jedoch wusste keine Bäuerin, was früher gezahlt worden war, weil sich der Ehemann darum gekümmert hatte. Die waren aber im Krieg geblieben oder noch in der Gefangenschaft. Mir blieb nichts weiter übrig, als nach Größe der Wirtschaft und Bodenwertzahl die Steuern neu festzusetzen. Ich zog die Steuern ein und verwaltete die Gemeindekasse. Auch noch 1947, als wir bereits im großen Nachbardorf Neuhardenberg wohnten. Da ging ich die zwölf Kilometer nach W. zu Fuß zurück und zog die Steuern ein. Später baute ich im Dorf die Krankenversicherung auf, und es gelang mir, alle Bauern von der Notwendigkeit des Beitritts zu überzeugen...”

Hier endet der Bericht meiner Mutter. Das Dorf W. wurde später berühmt, weil Bernhard G. 1952 hier die erste LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft) der Republik gründete.

Von der Flucht und Vertreibung und vom schweren Anfang hat Mutter mir und den beiden Schwestern in der Kindheit oft erzählt. Mir erschienen die Erzählungen wie ferne, spannende Märchen und ein bisschen beneidete ich Brigitte, dass sie schon damals dabei gewesen war. In der spannenden Zeit. In der Notzeit, die wohl eine große Zeit war.

Selbst die schlimme Hochwasserkatastrophe von 1947 im Oderbruch lag noch vor meiner Geburt. Was konnte ich gegenhalten? Das Schloss. Ich wurde in einem schönen Schinkelschloss geboren. Sein Besitzer, Graf Hardenberg, Mitangeklagter des Attentats auf Hitler im Juli 1944, hatte es kurze Zeit vorher mit seiner kinderreichen Familie verlassen müssen, nachdem er ein zweites Mal (das erste Mal durch die faschistische Diktatur) enteignet worden war. Vergeblich hatte er sich beim Rat des Kreises um Mitarbeit beim Aufbau der Landwirtschaft in der Region bemüht. Nach seinem Weggang wurde das Schloss Schule, eine größere Zentralschule auch für die umliegenden Dörfer.

Als ich ein Jahr alt war, verlor ich meinen Geburtsort, denn aus der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) wurde die DDR. Der Name des "Junkers" musste nun von der Landkarte verschwinden, wurde durch den Namen von Karl Marx ersetzt. Die meist widerstrebenden Dorfbewohner hatten nur die Möglichkeit, sich zwischen Marxwalde, Engelshagen oder Thälmannfelde zu entscheiden.

Ob die Aufzeichnungen meiner Mutter, fünf Jahre vor ihrem Tod, für mich bestimmt waren, weiß ich nicht. Ich habe sie aufgehoben.

Kindheit in einer brandenburgischen Kleinstadt

Im Kindergarten

(1953)

Ich bin fünf Jahre alt und ein Kindergartenkind in der Kreisstadt S. Die Kreisstadt ist eine Kleinstadt mit einer einzigen großen Kreuzung. Ich werde gebracht. Der Kindergarten liegt weit hinter der Kreuzung. Fast schon am großen Krankenhaus. Ich weiß nicht, wo meine kleine Schwester ist. Ich bin allein im Kindergarten.

Ein hübsches Mädchen mit langen schwarzen Locken und einem rosa Band im Haar hat eingepullert. Zur Strafe wird das Mädchen in den Waschraum gesperrt. Dort brüllt es wie ein Löwe. Lange. Bis die Mittagsruhe vorüber ist. Nach der Mittagsruhe müssen auch die anderen Kinder in den Waschraum gehen. Das Mädchen schreit nun nicht mehr.

Ich wünsche mir auch so lange schwarze Locken und so ein rosa Band im Haar. Aber ich möchte nie einpullern.

Es ist Fasching im Kindergarten. Ich bin ein Schneeflöckchen. Das Kostüm hat meine Mutter genäht: ein Gummizugrock aus weißem Windelstoff. Daran angeheftet weiße Wattebäuschchen, mit Tüll umwickelt. Ein weißes Blüschen und saubere schneeweiße Kniestrümpfe vervollständigen mein Kostüm. Ich gehe auch im nächsten Jahr als Schneeflöckchen. Und im übernächsten auch. Das Kostüm muss sich abtragen. Ich bin gern ein Schneeflöckchen, aber lieber noch wäre ich die wunderschöne Prinzessin.

Heute gibt es Kuchen zum Vesper. Wir sitzen an unseren Tischen bei Kerzenschein. Plötzlich guckt hinter den dunklen Fenstern eine grässliche Fratze ins Zimmer. Es sieht aus, als sei der Mond auf die Erde gekommen. Und als ob er auf zwei Beinen vor den Fenstern spazieren geht und Fratzen schneidet.

Alle Kinder schreien, juchzen und springen von den Stühlen auf. Ich

laufe zur Wand zwischen den Fenstern. Drücke mich mit Händen und Rücken fest an die kahle Mauer. Hier sehe ich die Fratze nicht mehr und der Mond mich auch nicht.

Als mich meine große Schwester am Abend abholt, zittere ich noch immer.

“Wie kann der Mond auf die Erde kommen?”

“Das war ein ausgehöhlter Kürbis mit einem Licht darin, nicht der Mond”, sagt meine große Schwester.

Und wenn es doch der Mond war?

Läuse

(1954)

Ich bin sechs Jahre alt und sitze auf Mutters Nähkasten. Der Nähkasten ist aus dunklem Holz, das schön glänzt.

Meine kleine Schwester, sie ist erst fünf, sitzt auch auf Mutters Nähkasten. Auf der anderen Hälfte. Um unsere nassen Köpfe sind weiße Windeltücher gewickelt.

So sehen wir öfter aus. Immer, wenn wir Läuse haben.

Dann wäscht Mutter uns die Köpfe mit einer beißenden Flüssigkeit. Die in den Augen brennt. Anschließend werden uns die Haare abgeschnitten, ganz kurz. Ich hasse das Kopfwaschen mit der brennenden Flüssigkeit und das Haare Kurzscheren. Dann sehen alle Kinder im Haus am nächsten Tag, dass wir Läuse hatten. Und ärgern uns.

Wir sitzen auf Mutters Nähkasten, jeder auf einem Nähkastendeckel, und langweilen uns. Meine kleine Schwester und ich. Unsere Mutter ist in der Küche und bereitet das Abendbrot vor. Meine kleine Schwester stellt sich mit einem Bein auf den Nähkasten auf ihrer Hälfte, und ich mache es ihr nach. Wir wedeln mit den Armen wie Tänzerinnen und turnen wie Akrobaten auf unserer Nähkastenhälfte herum. Es macht so großen Spaß, auf dem Nähkasten Zirkus zu spielen. Peng! Plötzlich kracht es. Erschrocken springen wir vom Nähkasten herunter. Meine Hälfte ist geplatzt. Der Nähkastendeckel genau in der Mitte

zersprungen. Da kommt auch schon unsere Mutter zur Tür herein, vielleicht hat sie den Knall gehört. Und sieht die Bescherung:

“Wer hat auf dem Nähkasten gesessen?“, fragt sie in drohendem Ton.

“Warst du es?“ fragt sie mich zuerst.

“Nein, ich... ich nicht“ stammele ich ängstlich.

“Warst du es?“ fragt sie nun meine kleine Schwester.

“Nein, Billa war’s“.

Klatsch! Und noch einmal Klatsch!

“Eine Ohrfeige dafür, dass du den Nähkasten kaputt gemacht hast, die andere Ohrfeige dafür, dass du gelogen hast“, schreit meine Mutter, “und du gehst ohne Abendbrot ins Bett!“

Das war das Schlimmste. Ich gehe nicht gern ohne Abendbrot ins Bett.

Ich liege im Bett und bin traurig. Nie wieder werde ich mit dieser Petze ein Wort reden. Als meine kleine Schwester ins Bett kommt, drehe ich mich zur Wand. Ich spreche nicht mit ihr, bis zum nächsten Morgen.

Meine Freundin Tine

(1955)

Ich bin sieben Jahre alt und habe eine Freundin. Tine ist meine erste Freundin für mich allein. Sie hat schwarze Locken und ist wie ich eine Lehrtochter. Tine wohnt in dem schönen Haus an der Giebelseite unseres Neubaus. Ich muss über die Breite Straße gehen, am roten Postgebäude entlang bis zur Ecke und über die große Hauptstraße, die wie Clara Zetkin heißt.

Genau gegenüber dem Postgebäude, da ist Tines Haus. Von außen sieht es nicht gerade schön aus. Es ist alt und viel kleiner als unser Neubau. “Früher war’s mal ein Bauernhaus“, sagt Großmutter Paulina. Aber jetzt wohnen hier Tines Eltern, Tine und ihr älterer Bruder und im oberen Stock ein Schneider.

“Tines Vater is’n Nazi-Lehrer“, sagt meine große Schwester. “Der

wird von allen Klassen geärgert." Mehr sagt sie nicht.

Als ich meine Mutter frage: "Was is' denn ein Nazi-Lehrer, wie Herr Röder?", antwortet sie ärgerlich: "Nicht so laut. Darüber spricht man nicht. Außerdem, er ist entnazifiziert."

Und was ist "entnazifiziert"? Traue ich mich heute nicht mehr zu fragen. Von Großmutter Paulina erfahre ich später: "Lehrer Röder hat nach'm Krieg drei Jahre Leichen eingebuddelt und Gräben zugeschippt."

Da tut Lehrer Röder mir leid, jetzt und später, als er auch in meiner Klasse geärgert wird. Obwohl mir Erdkunde bei ihm prima gefällt. Wenn die Kinder ihn ärgern, reißen Lehrer Röder manchmal die Nerven, er wird rot, schreit, spuckt und rennt aus der Klasse, weil die Kinder jetzt lachen. Doch ich kenne Lehrer Röder als freundlichen älteren Herrn, der Tines Vater ist.

Innen und auf dem Hof ist Tines Haus sehr schön. Tine hat ein eigenes Spielzimmer auf dem Boden und ein richtiges altes Bett. Bei uns wohnen sechs Leute in dreieinhalb kleinen Zimmern. Vater im Arbeitszimmer, Mutter im Wohnzimmer, Großmutter Paulina im halben Zimmer und wir drei Schwestern im Schlafzimmer. Das ist voll gestopft mit zwei großen Kleiderschränken, einer Doppelbettcouch und einem Sofa. In einer Ecke steht ein altes weißes Küchenregal. Das ist der Spielschrank. Den müssen wir regelmäßig aufräumen. Zwischen der Doppelbettcouch und dem Sofa bewegen wir uns in schmalen Gängen. Wenn Besuch kommt, müssen wir auch das Schlafzimmer räumen. Für Mutters Schwester Alma und Onkel Alois müssen wir öfter ausziehen. Aber Besuch hab ich gern. Tine hat viel Platz für sich allein. Sie darf überall spielen: Im Haus, auf dem Hof, im Garten, in der Waschküche, in der Mangelstube. Tines Mutter ist immer zu Hause, sie mangelt Wäsche für andere Leute. Da gucken wir zu und drehen manchmal die Rolle. Ich bin Tines Freundin und darf auch überall spielen. Am meisten spielen wir "Mutter, Vater, Kind" mit unseren Puppen oder im Garten Verstecken. Ich habe in der Mangelstube al-

lein die Rolle angestoßen und Falten in die Wäsche gedreht.

Da schimpft Tine mich aus. Das finde ich gemein. Ich wollte doch nur helfen. Ist sie nicht meine Freundin? Ich habe doch sowieso schon Angst.

Tine gibt jetzt an:

“Das ist mein Haus, mein Hof und die Mangelstube ist meine.” “Angeberin!”, schreie ich. Wir raufen uns. Tine tritt mich mit dem Fuß, ich ziehe kräftig an ihren schwarzen Locken. Tine heult und ruft nach ihrer Mutter. Ich laufe weg. Für immer.

Danach spiele ich nur noch selten auf Tines Hof, der nie wieder so schön wird wie er einmal war.

Erika B. schreibt an den Volkskammerpräsidenten der DDR oder Mutters Kampf um die Einheit Deutschlands

“S., den 26.11.1954

Sehr geehrter Herr Volkskammerpräsident Dr. Dieckmann!

Ich habe heute Ihren Brief an Herrn Dr. Wittrich in Karlsruhe in der Zeitung gelesen und nehme diesen Brief zum Anlass, ein Versprechen einzulösen, das ich einem westdeutschen Freunde gab, der vor kurzem mit einer Delegation in unserer DDR weilte.

Auf einer Konsum-Ausschusssitzung lernte ich diesen jungen, aufgeschlossenen, parteilosen Freund aus Süddeutschland kennen. Wir diskutierten lebhaft und auch über die Einheit Deutschlands.

“Wie ist es möglich”, rief dieser westdeutsche Freund aus, “dass wir Deutsche mit einer Sprache, mit einer so hohen Kultur, es nicht zustande bringen, ungeachtet welcher Konfession, welcher Parteizugehörigkeit, welchen Standes, uns aus beiden Teilen Deutschlands an einen Tisch zu setzen, um über die Einheit Deutschlands zu diskutieren und diese herbeizuführen ohne Einmischung fremder Mächte. Wir müssen doch dazu etwas tun!”

Der westdeutsche Freund nahm mir das Versprechen ab, an Sie, verehrter Herr Volkskammerpräsident zu schreiben und Sie zu bitten, doch kein Mittel unversucht zu lassen, um mit der Regierung Westdeutschlands eine friedliche Verständigung durchzusetzen, um die Einheit Deutschlands. Er seinerseits wollte die gleiche Bitte an die Bundesregierung in Bonn richten. “Es müssen viele deutsche Menschen schreiben”, sagte der westdeutsche Freund.

Als ich soeben Ihren Brief an Herrn Dr. Wittrich las, war ich sehr erfreut darüber; bringt er doch zum Ausdruck, was der westdeutsche Freund und wir sehnlichst fordern, eine friedliche Wiedervereinigung unseres deutschen Vaterlandes.

Ich selbst bin parteilos, Mutter von drei Kindern im Alter von neun,

sieben und fünf Jahren, Umsiedlerin aus Stettin und habe bis heute nicht die grauenvollen Bombennächte in Stettin vergessen. Ich gebar mein erstes Kind im April 1945 auf der Flucht, kam im Sommer 1945 mit meiner Familie in den vom Krieg schwer zerstörten Kreis S. Die Entbehrungen und seelischen Aufregungen zwangen mich aufs Krankenbett, aber mein Wille war stärker.

Ich brauchte lange, um wieder Mut zu fassen.

In einer der schrecklichen Stettiner Bombennächte, in der Nacht vom 19. zum 20. April 1943 hatte ich mir das Gelöbnis gegeben, wenn ich lebend aus dieser Hölle herauskommen sollte, nie etwas zu tun, was einem Kriege dienlich sein könnte. Inzwischen habe ich erkannt, dass es mit einem Gelöbnis allein nicht getan ist. Wir müssen vorher für den Frieden kämpfen, denn, wenn der Krieg erst entbrannt ist, ist es zu spät. Täglich lese ich in der Zeitung, wie man in Westdeutschland ohne Gewissensbisse, ohne an das bittere Leid und grauenvolle Elend von Millionen Mütter und Kinder zu denken, einen dritten Weltkrieg vorbereitet. Das darf nicht geschehen!

Wenn ich meine Kinder so glücklich und sorglos spielen sehe und dabei an die Bombennächte denke, so sehe ich im Geiste die Kinder aller Mütter, die wir unbedingt vor diesem unendlichen Leid bewahren müssen.

Aus diesem Grunde schreibe ich an Sie in großem Vertrauen und bitte Sie nochmals: finden Sie einen Weg der friedlichen Verständigung, der zur Einheit Deutschlands führt, zum Wohle aller schaffenden Menschen und zum Glück unserer Kinder.

Hochachtungsvoll gez. Erika B.”

“Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik
Kanzlei des Präsidenten
Luisen Str. 58-60

Berlin W I, den 15.Dez. 1954

Sehr geehrte Frau Erika B.!

Herr Präsident Dr. Dieckmann hat uns ausdrücklich beauftragt, Ihnen für Ihr Schreiben vom 28.11.1954 recht herzlich zu danken. Wenn jeder Bürger unserer Republik sich so wie Sie für die hohen nationalen Ziele unseres Volkes einsetzt, ist es uns nicht “bange”, dass Deutschland eines Tages eins wird.

Für Ihre weitere Arbeit wünschen wir Ihnen recht große Erfolge.

Hochachtungsvoll

i. A.: (H.) Persönl. Referent des Präsidenten der Volkskammer”

“Stuttgart, den 14.Dez. 1954

Liebe Frau Erika B.!

Sie werden sich bestimmt darüber Gedanken gemacht haben, nach einem zeitlich doch so langen Abstand unseres Bekanntwerdens noch nichts von mir gehört zu haben.

Bitte haben Sie Nachsicht dafür, das erst nach drei vollen Wochen meiner Ankunft in der Heimat, ich dem gegenseitigen Versprechen, in Gedankenaustausch zu bleiben, entspreche.

Was mich wieder davon abhielt, war einerseits gesundheitliches Befinden, das bisher zu wünschen übrig ließ; das häufige Ersuchen von Freunden und Bekannten, von meiner Reise in die DDR zu berichten und zum anderen durch Lieferfristen verursachte längere Arbeitszeit im Betrieb.

Ich hoffe, dass Sie dafür Verständnis haben und dass unser Wollen durch dies Versäumnis meinerseits nicht beeinträchtigt wird.

Mit der Realisation jenes entwickelten Planes, durch ins "Gespräch kommen" der Menschen in Ost und West, an welchen Sie sich noch erinnern werden, konnte ich bis jetzt noch keinen wesentlichen Fortschritt machen. Ich hoffe bis zum nächsten Brief, Positives mitteilen zu können.

Liebe Frau B., wie geht es Ihnen? Was ich Ihnen wünsche, ist beste Gesundheit.

Wenn auch sehr müde, doch wohlbehalten sind wir zu Hause wieder angekommen. Sind doch diese Tage nicht spurlos an uns vorübergegangen.

Möge Weihnachten, das "Fest des Friedens, welcher wird, wenn alle Menschen guten Willens sind", an den Politikern ebenfalls nicht spurlos vorübergehen. Möge im neuen Jahr das deutsche Volk Frieden und Einheit sich erringen!

In der freundlichen Erwartung von Ihnen zu hören grüßt Sie Ihr Hans K."

"Erika B.

S., den 19.12.1954

Lieber F r e u n d!

Mit großer Freude empfang ich gestern Ihren ersten Brief und ich hoffe, dass nunmehr die Verbindung nicht mehr abreißen wird. Gleichzeitig mit Ihrem Brief, für den ich Ihnen recht herzlich danke, ging das